

»Es gibt Entscheidungen, die wir ganz allein treffen müssen«, erwiderte er. »Und wenn ich dir die Wahrheit sagen soll – wenn *du* kein Kind haben möchtest, verzichte ich gern darauf.«

»Es kann nicht schaden, wenn wir darum beten«, meinte sie.

»Man soll sich gut überlegen, worum man betet«, sagte er. »Man darf die Vorsehung nicht versuchen.«

Sie dachte an ihre und an Raymonds Verwandten, die alle verheiratet waren und Kinder hatten. Sie dachte an ihre Schwester Elizabeth mit ihren acht Kindern und erinnerte sich an die Kleine, die so frech zu ihren Lehrern war, so hübsch, so schmollend und so schäbig; und sie erinnerte sich an den dicken kleinen Francis, der an seinem Gummisauger nuckelte und sich an Elizabeths dürrem Hals festklammerte.

»Ich sehe nicht ein«, sagte Lou, »warum ich kein Kind haben sollte.«

Oxford St. John verabschiedete sich am Ende des Monats. Er versprach zu schreiben, aber die Parkers waren nicht überrascht, als die Wochen verstrichen und kein Brief von ihm eintraf. »Ich glaube kaum, daß wir je wieder etwas von Oxford hören werden«, sagte Lou. Raymond meinte Genugtuung in ihrer Stimme mitschwingen zu hören; hätte sie nicht weiter viel von Henry Pierce gesprochen, würde er angenommen haben, sie werde langsam snobistisch wie so viele Frauen, wenn sie älter werden und ihre Ideale verkümmern.

Henry schrieb, daß er fast wieder ausgeheilt sei; man habe ihm jedoch geraten, nach Westindien zurückzukehren.

»Wir müssen ihn besuchen«, sagte Lou. »Wir haben es ihm versprochen. Wie wäre es damit am übernächsten Sonntag?«

»Einverstanden«, antwortete Raymond.

Am Samstag vor jenem Sonntag wurde es Lou zum ersten Mal übel. Sie quälte sich aus dem Bett, um die Segensandacht zu besuchen, mußte aber plötzlich während des Gottesdienstes hinauslaufen und sich hinter der Kirche im Hof des Presbyteriums übergeben. Raymond brachte sie nach Hause, obgleich sie dagegen protestierte, weil sie noch ihren Rosenkranz vor der Schwarzen Madonna beten wollte.

»Schon nach sechs Wochen!« sagte sie und war sich dabei nicht ganz schlüssig, ob ihre Übelkeit eine Folge der Aufregung oder des Wirkens der Natur sei. »Erst vor sechs Wochen«, sagte sie – und ihre Stimme hatte dabei etwas von ihrem alten Liverpools Akzent – »haben wir die Schwarze Madonna darum gebeten, und unser Gebet ist erhört worden, siehst du!«

Raymond blickte sie voll ehrfürchtiger Scheu an, während er die Schlüssel hielt. »Bist du wirklich sicher?« fragte er.

Am nächsten Tag ging es ihr wieder besser, so daß sie Henry im Sanatorium besuchen konnten. Er war dicker geworden und, wie sie meinte, etwas gröber und rauher in seiner ganzen Art: wie jemand, der dicht vor seiner körperlichen und geistigen Auflösung gestanden hat und nun fest entschlossen ist, es nicht noch einmal so weit kommen zu lassen. Er wollte das Land so bald wie möglich verlassen, versprach aber,

sie vor seiner Abreise noch einmal zu besuchen. Lou überflog seinen nächsten Brief nur ganz kurz, bevor sie ihn Raymond gab.

Ihre Gäste setzten sich nun nur noch aus ganz gewöhnlichen Weißen zusammen.

»Lange nicht mehr so farbig wie mit Henry und Oxford«, sagte Raymond und sah sich gleich darauf verlegen um, wie jemand, der einen schlechten Witz gemacht hat.

»Vermissen Sie die Nigger sehr?« fragte Tina Farrell, und Lou vergaß, sie zu berichtigen.

Lou gab ihre Arbeit für die Kirche zum größten Teil auf, um für das erwartete Baby zu nähen und zu stricken. Raymond bestellte den *Reader's Digest* ab. Er bemühte sich um eine Beförderung und erhielt sie: die Direktion ernannte ihn zum Abteilungsleiter. Ihre Wohnung war nun nur noch ein Warteraum auf den nächsten Sommer, auf die Zeit nach der Geburt des Babys; bis dahin wollten sie das Geld für die Anzahlung eines Hauses zusammenbringen. Sie hofften auf eines der neuen Häuser, die am Stadtrand entstanden.

»Wir werden einen Garten haben müssen«, erklärte Lou ihren Freunden und dachte dabei: »Ich werde der Mütterunion beitreten.« Inzwischen verwandelte sich ihr Gästezimmer in ein Kinderzimmer. Raymond zimmerte ein Kinderbettchen, ohne Rücksicht darauf, daß die Nachbarn sich über das Hämmern beschwerten. Lou machte eine Wiege aufnahmebereit und besetzte sie mit Rüschen. Sie schrieb an ihre Verwandten; sie schrieb auch an Elizabeth, sandte ihr fünf Pfund und teilte ihr mit, daß in Zukunft keine wöchentlichen Zahlungen mehr erfolgen könnten, da sie nun jeden Penny selbst brauchen würden.

»Sie benötigt unser Geld auch wirklich nicht«, sagte Raymond. »Der Wohlfahrtsstaat kümmert sich schon um Leute wie Elizabeth.« Und er erzählte Lou von dem empfängnisverhütenden Mittel, das er auf dem Nachttisch neben dem Doppelbett gesehen zu haben glaubte. Lou regte sich sehr darüber auf.

»Woher weißt du, daß es ein empfängnisverhütendes Mittel war?« fragte sie. »Wie sah die Schachtel denn aus? Warum hast du mir das nicht früher erzählt? Was für eine Frechheit – und so was nennt sich nun katholisch! Glaubst du denn, daß sie sich mit einem Mann eingelassen hat?«

Raymond tat es leid, daß ihm diese Sache herausgerutscht war.

»Nimm es dir nicht so zu Herzen, Liebling«, sagte er; »bitte, reg dich nicht auf.«

»Und mir hat sie erzählt, daß sie und alle Kinder, außer James, jeden Sonntag zur Messe gehen! Kein Wunder, daß der Junge ins Unglück gerannt ist – bei so einem Vorbild! Ich hätte es ahnen müssen, bei diesem Wasserstoffgebleichten Haar! Ein Pfund pro Woche habe ich ihr bis heute geschickt, das sind zweiundfünfzig Pfund im Jahr. Wenn ich das gewußt hätte, nie im Leben ... und so was nennt sich nun katholisch – mit Geburtenkontrolle auf dem Nachttisch!«

»Bitte, Liebling, reg dich nicht auf.«

Lou betete dreimal in der Woche zur Schwarzen Madonna um eine glückliche Entbindung und um ein gesundes Kind. Sie erzählte dem Pfarrer ihre Geschichte, der sie in der nächsten Ausgabe des Gemeindeblattes veröffentlichte: »Ein neues Zeugnis der

großen Gnade unserer Schwarzen Madonna gegenüber einem kinderlosen Ehepaar ist bekanntgeworden ...«

Lou betete ihren Rosenkranz vor der Statue, bis sie nicht mehr knien und auch im Stehen ihre Füße nicht mehr sehen konnte. Die Muttergottes in ihrem schwarzen, aus Sumpfeichenholz geschnitzten Faltenwurf, mit den hohen schwarzen Backenknochen und den viereckigen Händen, schien Lou jungfräulicher denn je, während sie vor ihr stand und die Perlen des Rosenkranzes über ihrem Bauch durch die Finger gleiten ließ.

»Wenn es ein Mädchen wird«, sagte sie zu Raymond, »soll einer ihrer Vornamen Mary sein. Aber nicht der erste, das wäre zu gewöhnlich.«

»Ganz wie du meinst, Liebling«, erwiderte Raymond. Der Arzt hatte ihm gesagt, daß es eine schwierige Geburt werden könnte.

»Und wenn es ein Junge ist, soll er Thomas heißen wie mein Onkel. Wenn es aber doch ein Mädchen wird, möchte ich gern einen etwas ausgefallenen ersten Vornamen für sie.«

›Lou hat sich zu ihrem Nachteil verändert‹, dachte er; ›früher war sie nicht für ausgefallene Dinge.‹

»Was meinst du zu Dawn?« fragte sie. »Mir gefällt der Klang so gut. Und Mary nehmen wir als zweiten Vornamen. Dawn Mary Parker, klingt das nicht süß?«

»Dawn! Das ist kein christlicher Name«, entgegnete er, fügte jedoch rasch hinzu: »Aber ganz wie du willst, Liebling.«

»Oder Thomas Parker«, sagte sie.

Sie hatte beschlossen, sich, wie allgemein üblich, als Kassenpatientin entbinden zu lassen. Als aber die Zeit herankam, ließ sie sich von Raymond umstimmen, der mehrmals gesagt hatte: »Weißt du, Liebling, in deinem Alter könntest du es schwieriger haben als die ganz jungen Frauen. Geh lieber in die Privatstation, diese Ausgabe können wir uns schon noch leisten.«

Es war dann aber doch eine sehr leichte Geburt: ein Mädchen. Raymond durfte Lou am späten Nachmittag besuchen. Sie war nur halb wach.

»Die Schwester wird dir unser Baby im Säuglingszimmer zeigen«, sagte sie schläfrig. »Es ist süß, aber furchtbar rot.«

»Bei der Geburt sind sie immer rot«, meinte Raymond.

Auf dem Korridor traf er die Säuglingsschwester. »Darf ich das Baby jetzt wohl sehen? Meine Frau sagte ...«

Die Schwester machte einen verlegenen Eindruck. »Ich werde die Oberschwester holen«, entgegnete sie.

»Oh, ich möchte keinerlei Umstände machen; meine Frau hat nur gesagt –«

»Nein, nein; das ist schon in Ordnung. Warten Sie bitte hier, Mr. Parker.«

Die Oberschwester erschien, eine große, ernste Frau. Raymond hielt sie für kurzsichtig, denn sie schien ihn sehr nahe und eingehend zu betrachten, ehe sie ihn zu folgen bat.

Das Baby war rund und sehr rot und hatte dunkles, lockiges Haar.

»Komisch, diese vielen Haare«, sagte Raymond. »Ich dachte immer, sie würden ganz kahl geboren.«

»Manchmal haben sie schon bei der Geburt Haare«, meinte die Oberschwester.

»Es ist aber wirklich sehr rot.« Raymond begann sein Kind mit den Babies in den anderen Betten zu vergleichen. »Viel röter als die anderen.«

»Oh, das gibt sich mit der Zeit.«

Am nächsten Tag fand er Lou halb betäubt in ihrem Zimmer. Man hatte ihr nach einem hysterischen Schreikrampf ein sehr starkes Beruhigungsmittel gegeben. Völlig verwirrt saß er bei ihr am Bett. Kurz nach seinem Eintreten spähte eine Schwester durch die Tür und winkte ihn auf den Korridor.

»Wollen Sie bitte zur Oberin mitkommen«, sagte sie.

»Ihre Frau ist wegen des Babys so fassungslos«, erklärte die Oberin. »Die Farbe hat sie erschreckt, wissen Sie. Dabei ist es ein wunderhübsches Mädchen, einfach vollkommen. Es ist nur wegen der Farbe.«

»Mir ist gestern auch aufgefallen, daß das Kind sehr rot war«, entgegnete Raymond, »aber die Oberschwester sagte –«

»O ja, das Rot verschwindet schon. Die Farbe ändert sich noch, wissen Sie. Aber das Baby wird bestimmt braun, wenn nicht sogar schwarz werden, wie wir mit Sicherheit annehmen zu dürfen glauben. Ein schönes, gesundes Kind.«

»Schwarz?« fragte Raymond.

»Ja, das nehmen wir an, das heißt, ich muß sagen, wir sind überzeugt davon«, antwortete die Oberin. »Wir hatten nicht erwartet, daß Ihre Frau diesen Umstand so fassungslos aufnehmen würde, als wir es ihr erzählten. Wir hatten hier schon eine Menge dunkelhäutiger Babies, aber die meisten Mütter haben es nicht anders erwartet.«

»Das muß eine Verwechslung sein! Die Kinder sind bestimmt vertauscht worden«, sagte Raymond.

»Eine Verwechslung steht völlig außer Frage«, entgegnete die Oberin scharf. »Das werden wir bald geklärt haben. Mit *derartigen* Vorwürfen haben wir uns schon eher abgeben müssen.«

»Aber von uns beiden ist *keiner* dunkel«, sagte Raymond. »Sie haben meine Frau gesehen, und jetzt sehen Sie mich –«

»Das ist eine Sache, die Sie beide allein herausfinden müssen. Ich an Ihrer Stelle würde einmal mit dem Arzt darüber sprechen. Aber zu welchem Schluß Sie auch kommen mögen, bitte, regen Sie Ihre Frau in diesem Stadium nicht auf. Sie hat sich bereits geweigert, das Kind zu nähren. Sie sagt, es sei nicht ihr Kind, was natürlich völlig lächerlich ist.«

»War es Oxford St. John?« fragte Raymond.

»Raymond, der Arzt hat dir doch gesagt, daß du mich nicht aufregen darfst. Mir ist so schon schrecklich genug zumute.«

»War es Oxford St. John?«

»Verschwinde aus meinem Zimmer, du Schwein, wenn du nichts anderes zu sagen hast!«

Er ließ sich zu dem Kind führen, wie er das seit einer Woche nun Tag für Tag getan hatte. Die Säuglingsschwestern standen alle um es herum und ließen die kleinen weißen

Babies in den anderen Bettchen schreien, nur um sich an ihrem schwarzen Liebling sattzusehen. Die Kleine war tatsächlich völlig schwarz und hatte dichtes wolliges Kraushaar und winzige negroide Nasenflügel. Man hatte sie gerade diesen Morgen getauft, obgleich ihre Eltern nicht dazu erschienen waren. Eine der Schwestern hatte Pate gestanden.

Die Schwestern stoben auseinander, als Raymond sich näherte. Er starrte das Baby eine Zeitlang unverwandt an. Es starrte aus seinen schwarzen Knopfaugen zurück. Er sah das Namenschildchen an seinem Hals: *Dawn Mary Parker*.

Im Korridor sprach er eine der Schwestern an: »Hören Sie bitte, nehmen Sie dem Kind sofort das Schild mit dem Namen Parker vom Hals. Es heißt nicht Parker, es ist nicht mein Kind.«

»Gehen Sie«, sagte die Schwester, »wir haben zu tun.«

»Es besteht noch die geringe Möglichkeit, Mr. Parker«, erklärte ihm der Arzt etwas später, »daß es in Ihrer oder in der Familie Ihrer Frau irgendwann einmal schwarzes Blut gegeben hat, das jetzt zum Vorschein kommt. Allerdings ist diese Möglichkeit nur sehr vage. Seit ich praktiziere, habe ich so etwas zwar noch nicht erlebt, aber ich habe von derartigen Fällen gehört und könnte die Aufzeichnungen darüber nachlesen.«

»Soweit das meine Familie betrifft, kann davon überhaupt nicht die Rede sein«, sagte Raymond. Er dachte an Lous obskure Vergangenheit in Liverpool. Ihre Eltern waren gestorben, bevor er sie kennengelernt hatte.

»Ein solcher Fall kann sogar mehrere Generationen zurückliegen«, erklärte der Arzt.

Als Raymond nach Hause ging, vermied er sorgfältig jede Begegnung mit Nachbarn, die ihn doch nur angehalten und nach Lou und dem Kind gefragt hätten. Im Grunde bedauerte er, daß er in seiner ersten Wut das Kinderbettchen zertrümmert hatte. Niedrige Instinkte schienen da bei ihm zum Durchbruch gekommen zu sein. Doch wenn er an die winzigen schwarzen Hände des Babys mit den rosigen Fingernägeln dachte, tat es ihm wieder nicht leid, daß er das Bettchen zusammengehauen hatte.

Es gelang ihm, den Aufenthalt von Oxford St. John ausfindig zu machen. Doch noch bevor er das Ergebnis von Oxfords Blutuntersuchung hatte, forderte er Lou auf:

»Schreibe bitte an deine Verwandten und erkundige dich, ob es in deiner Familie einmal schwarzes Blut gegeben hat.«

»Schreib lieber erst an *deine* Verwandten!« erwiderte sie.

Sie weigerte sich, das schwarze Baby zu sehen. Die Säuglingsschwestern beschäftigten sich von morgens bis abends mit ihm und kamen regelmäßig zu Lou, um ihr über seine Fortschritte zu berichten.

»Nehmen Sie sich doch zusammen, Mrs. Parker. Es ist ein ganz reizendes Kind.«

»Sie müssen für Ihr Kind sorgen«, sagte der Pfarrer.

»Sie wissen nicht, was ich zu leiden habe«, entgegnete Lou.

»Im Namen des Herrn«, antwortete ihr der Pfarrer, »wenn Sie eine katholische Christin sind, müssen Sie erwarten, daß Ihnen Leid beschieden ist.«

»Ich kann nicht gegen meine Natur angehen«, sagte Lou. »Man kann nicht von mir erwarten ...«